

ICI C'EST BIENNE



Fabian Sommer

In Biel war Kinderfest, es gab Sirup. Die Kleinen konnten in Plastikstischen eine Rutschbahn aus Metallrollen runter-rutschen, und ich traf einen alten Bekannten.
 Er habe eine Geschichte gehört, sagte er. Eine Geschichte, die eigentlich nicht an ein Kinderfest gehöre.
 Ein alter Mann, erzählte der Bekannte, sei kürzlich am Bahnhof auf den Rücksitz eines Taxis gestiegen. Weil der Taxifahrer die Adresse falsch verstanden habe, seien die beiden nach ein paar Minuten Fahrt am eigentlichen Ziel vorbeigefahren. Der Alte habe dem Taxifahrer dann kurz auf die Schulter getippt. Der Taxifahrer, sagte der Bekannte, sei schlimm zusammengezuckt. Und pamm. Crash mit Schild auf Verkehrsinsel. Verletzt worden sei niemand, versicherte der Bekannte.
 Der Alte habe den Taxifahrer dann gefragt, weshalb ihn sein Schultertipper so aus der Bahn geworfen habe. Es sei sein erster Tag im Taxi, habe der Fahrer geantwortet. Die letzten vierundzwanzig Jahre sei er Leichenwagen gefahren.

Fabian Sommer (28, fabian.sommer@bernerzeitung.ch) und Sarah Pfäffli schreiben hier abwechselungsweise weiss auf schwarz, was in jungen urbanen Köpfen aus dem Kanton Bern wildlich brennt. Er aus Biel, sie aus Bern.

70 JAHRE AUSBRUCH ZWEITER WELTKRIEG

Ohne Frauen lief nichts mehr



Greti Morgenthaler-Wegmüller blättert in ihren Erinnerungen an die Kriegsjahre, als internierte Polen auf ihrem Hof im Oberaargauer Dorf Ursenbach aushalfen.

Schon zwei Tage vor Kriegsbeginn im September vor 70 Jahren musste die Bauernfamilie der damals 14-jährigen Greti Morgenthaler-Wegmüller aus Ursenbach im Oberaargau Vater, Knecht und Pferd hergeben. Fortan brachten die Frauen den Hof über die Runden. Ihr Alltagskampf war heroischer als derjenige der Soldaten im Reduit.

Die letzten Tage vor dem «Kriegsausbruch 1939 waren in der Schweiz nummeriert. Den 30. August nannte man den nullten Mobilmachungstag, den 31. August den ersten und den 1. September, an dem der Krieg

in Polen begann, den zweiten Mobilmachungstag. Ich war damals 14 Jahre alt. Ich habe diese Tage nie vergessen. Die Mobilmachung ging uns unter die Haut. Wir waren mitten in der Arbeit auf dem Feld, als wir am

nullten Mobilmachungstag am Nachmittag um drei Uhr plötzlich ohne Vater, ohne Knecht und ohne Pferd dastanden. Es war wie ein Schock.

Der Vater ist plötzlich weg

Um halb eins verkündeten sie im Radio nach dem Abspielen eines Militärmarschs die Generalmobilmachung. Die Wehrmänner wurden angewiesen, einen im Dienstbüchlein eingeklebten Zettel zu lesen. Dort stand, unser Vater müsse um vier Uhr in Burgdorf sein. Wir fragten bei Nachbarn herum, was zu tun sei. Melfahrer waren im Dorf mit dem Velo unterwegs, Telefone gab es noch kaum. So erfuhren wir, die Wehrmänner müssten um drei Uhr auf dem Dorfplatz sein. Autos würden sie dann nach Burgdorf bringen.

Wir konnten den Vater nicht einmal auf den Dorfplatz begleiten, wir hatten auf dem Hof alle Hände voll zu tun. Als er ging, weinten wir das lautere Wasser. Wir wussten nicht, wie lange er weg sein würde, ob er wiederkommen würde. Es hiess bloss: Einrücken, es ist Krieg. Krieg war das Wort, das sie brauchten.

Später erzählte der Vater, bei der Besammlung der Soldaten im Burgdorfer Schachen sei aufgeregtes Gerede aufgekommen, wozu man überhaupt aufgeben werde. Als dann der Befehl erfolgte, das Gewehr scharf zu laden, sei es mucksmäuschenstill geworden. Der Vater war monatelang weg. Ab und zu schrieb er einen Gruss. Später,

als wir ein Telefon hatten, rief er an. Urlaub erhielt er jeweils nur für zwei, drei Tage. In den ersten Kriegsjahren war er ein abwesender Vater.

Nach dem Knecht das Pferd

Kaum war an jenem nullten Mobilmachungstag der Vater weg, holte die Polizei am Nachmittag auch unseren Knecht. Wir wehrten uns erst, das gehe nicht, er müsse bleiben. Aber wir Frauen konnten uns nicht durchsetzen. Der Knecht wurde auf einem grossen Hof benötigt, um seinen Vater zu ersetzen, der ebenfalls einrücken musste.

Am gleichen Nachmittag holten sie auch noch unser einziges Pferd. Es war ein «Bündeler». So

Hause bringen? Die Mutter schlug vor, zwei Kühe vorzuspannen. Wir hatten noch altes Kuhzaumzeug. Die Kühe zum Fuder zu treiben kostete schon viel Kraft. Die unerfahrenen Tiere hatten keine Ahnung vom Ziehen und wollten sich nicht einspannen lassen. Wenn die eine Kuh vorwärts wollte, sträubte sich die andere. Erst mit der Zeit lernten sie, das Fuder zu ziehen. Es blieb immer sehr schwierig.

Wir Frauen und Mädchen übernahmen nun alle Arbeit, die sonst die Männer verrichteten. Zum Glück konnten wir meine zwei Jahre ältere Schwester aus dem Welschlandjahr zurückholen. Wir waren zu fünf: die Mutter, die Schwester, der kleine Bruder, eine Jumper und ich, das Schulmädchen. Wenigstens waren das Getreide und das Heu schon eingebracht. Aber im Herbst mussten wir nun die Kartoffeln und Zuckerrüben ernten und das Getreide fürs nächste Jahr säen. Frauen und Männer, die nicht einrücken mussten, halfen uns. Das Dorf rückte in dieser Zeit näher zusammen.

Nur noch halbtags Schule

Als die Rationierung der Lebensmittel verfügt wurde, staunte ich, wie gross unsere Verwandtschaft war. Entfernteste Verwandte kamen plötzlich auf Besuch und wollten uns Mehl und Eier abkaufen. Das galt aber als Schwarzhandel und war verboten. Die Verwandten waren manchmal enttäuscht, wenn wir nichts herausrücken wollten. Aber wir mussten die Lebensmittel an Sammelstellen verkaufen. Man sollte meinen, dass wir Bauern wenigstens genug Mehl zum Brotbacken hatten. Aber selbst das Getreide mussten wir zur Mühle bringen, wo uns dann

Fortsetzung auf Seite 39

SCHACH

Problem Nr. 534
 N. Hoëg (Skakbladet 1907)



Weiss zieht und setzt in 2 Zügen matt

Fragen an: Thomas Wälti, Berner Zeitung BZ, Schach, Postfach 5434, 3001 Bern; Fax 031 330 36 31; E-Mail: thomas.waelti@bernerzeitung.ch
 Die Lösung des Problems erscheint in der nächsten Ausgabe.

Lösung Problem Nr. 533 mit

gfeller.
 elektro & telematik
 www.gfeller.ch

immer die richtige Lösung:



1. D6! und Schwarz kann das Matt nicht verhindern. Z.B.: 1... f6 2. Sh6 matt, 1... g5 2. D64 matt.

GRETI-MORGENTHALER-WEGMÜLLER
Wie es die Bauern erlebten

Um an den Beginn des Zweiten Weltkriegs vor 70 Jahren zu erinnern, setzte das Schweizer Fernsehen im August in seiner Doku-Serie «Alpenfestung» auf altbewährte Soldatenromantik und den Mythos vom Reduit. Hört man der 84-jährigen Oberaargauer Bauerntochter Greti Morgenthaler-Wegmüller zu, wenn sie von den Mobilmachungstagen Ende August 1939 erzählt, wird bald klar, dass die einschneidendste Veränderung des Schweizer Alltags ausserhalb der Festungen passierte: auf den Bauernhöfen, wo die Frauen das Zepter übernehmen mussten, weil ihre Männer vom Vaterland abkommandiert wurden.

Der Publikumsrat der SRG sieht es ähnlich wie die Bauerntochter Morgenthaler-Wegmüller. In seiner gestrigen Medienmitteilung lobte er zwar, «das Living-History-Projekt «Alpenfestung» ist interessant und handwerklich gut umgesetzt», er rügte aber, die Sendung stosse an Grenzen. Es sei nicht gelungen,

«die wirklichen Alltagsprobleme der Betroffenen von damals ernsthaft darzustellen». Der Alltag auf einem Bauernhof hätte mehr Stoff hergegeben als jener in einer Festung. Das belegen Greti Morgenthaler-Wegmüllers eigene Erfahrungen. Sie ist auf einem Hof am Hang unterhalb des Oberaargauer Dorfes Ursenbach bei Langenthal aufgewachsen. Heute lebt sie in einem prächtigen Bauernhaus im Dorf. Das Erinnern hat sie sich zur Lebensaufgabe gemacht. Aus den Geschichten über die Vergangenheit, die sie ihren Enkeln an Weihnachten erzählte, sind zwei Bücher in Oberaargauer Dialekt entstanden: «Gschpycherets» (2005) und «Büschellets» (2008). Im zweiten Buch erzählt die Autorin in der Geschichte «Zytlos» von der Mobilmachung 1939. svb

Die Bücher: Greti Morgenthaler-Wegmüller: «Gschpycherets» und «Büschellets», Druckerei Schürch Huttwil, je Fr. 25.-; im Buchhandel oder unter www.schuerch-druck.ch.

Fortsetzung von Seite 38

unsere Mehrlation berechnet wurde.

Ich ging damals in Kleindietwil in die achte Klasse der Sekundarschule. In der siebten Klasse wäre eigentlich eine zweitägige Schulreise Brauch gewesen. Der Lehrer aber verschob sie und sagte: Wir machen nächstes Jahre eine dreitägige und gehen dann an die Landesausstellung nach Zürich. Im April reservierte er schon eine Unterkunft in Zürich. Genau an unseren drei Schulreisetagen war dann die Mobilmachung, und unsere Schulreise fiel ins Wasser. Wir hatten reduzierten Schulbetrieb, weil gleich zwei unserer Lehrer einrücken mussten. Zwei Klassen hatten jeweils am Morgen, die anderen zwei jeweils am Nachmittag Schule.

Die Polen kommen

An einem Regentag im Juni 1940 kursierte die Nachricht, dass Polen zu uns kommen. Die Lehrer gaben uns frei. Es war ein wahnsinniges Ereignis: Die lange Einkerolonne der polnischen Soldaten, die mit ihren Araberpferden in unser Dorf einzogen. Wir schauten sie mit grossen Augen an. Sie sahen gedemütigt aus, und dennoch beeindruckten sie

«Trotz ihrer Widerstandskraft hätte die Schweiz gegen die Deutschen keine Chance gehabt.»

uns. Wir Oberschulmädchen bewunderten die Uniformen der Wachtmeister und Offiziere. Es waren schöne Männer darunter, die uns gut gefielen. Sie waren im Elsass zusammen mit französischen Truppen vor den Deutschen in die Schweiz geflohen und wurden nun in unseren Dörfern interniert.

Erst kamen uns die Polen fremd vor. Sie wussten fast nicht wohin mit ihrer Kraft, Energie und aufgetauten Arbeitswut. Einige waren raffiniert und versuchten auf jede mögliche Art zu etwas Geld zu kommen. Dem Kohlenhändler konnten sie gesammelte Tannzapfen verkaufen. Sie spritzten sie noch mit Wasser, damit die Zapfen schwerer wurden und sie so mehr verdienten. Aber der Kohlenhändler liess sich nicht hereinlegen.

Im Kompaniebüro konnte man Polen anfordern, die einem tageweise bei der Arbeit halfen. Das entlastete uns in dieser schweren Zeit, in der unsere Männer abwesend waren. Bei uns waren viele Polen auf dem Hof. Am Mittag assen sie bei uns, abends aufs Hauptverlesen mussten sie zurück in die Unterkunft. Einige Polen waren fleissig und baten, dass man sie wieder aufbiete. Man verständigte sich auf Französisch, weil die Polen ja vorher in Frankreich gewesen waren. Einer der Polen spielte bei uns auf dem Klavier jeweils wunderbar Wiener Walzer. Mit einigen Polen hielten wir jahrelang den Kontakt. Als die Polen 1941 an einen anderen Ort gingen, wurden sie von einigen vermisst.

Lieb und Leid

Es gab Liebesgeschichten zwischen Polen und jungen Frauen aus den Dörfern. Die Heerespolizei wollte das verhindern und befragte dann die jungen Frauen. Eine konnte sich zwar nicht an den Namen eines Polen erin-



Eine Frau gibt die Richtung vor, eine Kuh zieht den Pflug. Männer und Pferde wurden ab Kriegsbeginn 1939 für den Dienst am Vaterland aufgeboten.



Die Angst im Nacken: Marschbereite Soldaten, Männer und Jungen lesen in den letzten Augusttagen 1939 den Befehl zur Kriegsmobilmachung, die den Schweizer Dörfern die Männer entzog.



«Noch ist Polen nicht verloren»: Vor den deutschen Truppen geflohene polnische Soldaten singen im Juni 1940 nach dem Grenzübertritt in die Schweiz die polnische Hymne.

nern, aber dafür auf die Initialen NB auf seinen Unterhosen. Die Heerespolizei suchte auf den Mannschaftslisten erfolglos einen Polen mit den Initialen NB. Es stellte sich dann heraus, dass es die Abkürzung der Unterhosenmarke war.

Die Schweizer Soldaten bewachten die Polen streng und schritten ein, wenn sie mit Mädchen herumstanden und flirteten. Meine Schwester ging an einem Samstag mit dem Bruder in den Wald, um Beeren zu lesen. Schweizer Soldaten näherten sich und umzingelten sie. Die Soldaten hatten durch den Feldstecher die zwei im Wald gesehen und gedacht, es sei ein Mäd-

chen mit einem Polen. Dabei war es unser Bruder gewesen. Einige Soldaten ärgerten sich, weil sie wegen des Vorfalls länger auf der Wache bleiben mussten. Aber andere lachten darüber.

Es gab auch tragische Geschichten. Als ich am Radio aus meinen Erinnerungen vorlas, meldete sich bei mir eine in der Gegend geborene Frau, die zweifelt herauszufinden versuchte, ob sie das Kind eines schweizerischen oder eines polnischen Vaters war.

Traurige Nachrichten

Wir achteten darauf, dass immer eines aus der Familie die Nachrichten im Radio hören konnte,

um den anderen, die an der Arbeit waren, zu berichten, was Neues passiert war. Manchmal sprach Hitler im Radio. Ich dachte jeweils, dass das ein schlimmer Mensch sein müsse. Man hörte heraus, dass er einer ist, der nichts fürchtet. Man hatte Angst vor den Deutschen und ihrem brutalen Vorgehen. Alle sagten: Wenn sie nur nicht in die Schweiz kommen. Vor allem bei der zweiten Mobilmachung im Sommer 1940 war die Furcht gross, dass die Deutschen einmarschieren würden. Dass die Deutschen den Krieg verlieren würden, hat man wirklich erst gegen das Ende des Krieges geglaubt.

Ich erinnere mich an die Nachricht über die irrtümliche Bombardierung Schaffhausens. Damals hörte man nachts das Furcht erregende Brummen der amerikanischen Bomber, die nach Deutschland unterwegs waren. Ich dachte jeweils, zum Glück ist alles verdunkelt, dann sehen sie unser Haus nicht.

Unsere Lieblingssendung kam abends um neun Uhr auf Radio Belgrad. Wir nannten sie die «Lili-Marleen-Sendung», weil am Anfang immer das gleichnamige Soldatenlied abgespielt wurde. Dann konnten deutsche Soldaten von allen Kriegsschauplätzen Grüsse und Lebenszeichen durchgeben. Immer wieder kamen uns beim Zuhören die Tränen über die armen Soldaten. Alle hörten wir die Sendung und tauschten uns darüber aus.

Fehler in TV-Sendung

Als ich in der TV-Sendung «Alpenfestung - Leben im Réduit» kürzlich die Männer in den alten Uniformen sah, habe ich zuerst gestrahlt. Auch mein Vater und mein Mann trugen diese Uniformen mit den Stehkragen. Das kam mir so heimelig vor. Ich liess mich gern in die Vergangenheit zurückversetzen. Dann störte mich zusehends, dass in der Sendung Altes und Neues durcheinandergemischt wurde.

Da kamen Dinge vor, die es damals noch gar nicht gab. Die Fernsehbaumen tischten zwei Frauen im Landdienst etwa Züpfen auf. Um Himmels willen! Züpfen war ein Luxusprodukt, das damals keiner bekam. In der Bäckerei, in der ich aushalf, durften wir das dunkle Brot erst verkaufen, wenn es zwei Tage alt war. Und zu Hause raffelten wir noch Kartoffeln ins Mehl fürs Brot. Einmal sangen sie in der TV-Sendung «Happy birthday». Im Dorf hatten damals die meisten noch nie ein Wort Englisch gehört. In der TV-Sendung wurde auch ein Zaun mitsamt einem elektrischen Viehhüter gebaut. Ich habe mich extra erkundigt: In Ursern wurde der erste elektrische Zaun erst im Jahr 1954 installiert.

So wie die Fernsehbauerinnen gemütlich ein paar Kartoffeln ausgruben und mit der Sense herumhantierten, wären sie fast verhungert. Der Arbeitsalltag war viel härter. Die Sendung lieferte ein falsches Bild der Kriegszeit. Vielleicht auch dadurch, dass das Hauptgewicht auf den Soldaten lag. Mein Vater hatte immer grosses Mitleid mit uns zu Hause. Er wusste, dass wir hart arbeiteten und finanzielle Engpässe hatten, während er im Baselbiet ein paar Strässchen bauen half.

Nichts gewusst vom Reduit

Von der Strategie des Reduits habe ich erst nach dem Krieg gehört. Wir gingen immer davon aus, dass wir Frauen, Kinder und Alte im Falle eines Einmarschs den Deutschen ausgeliefert sein würden. Natürlich störte uns das, aber was hätten wir anderes gewollt. Die Männer waren im Militär, und wir waren zu Hause. Wir wussten, dass Brücken gesprengt worden wären, um den Vormarsch der Deutschen aufzuhalten. Wir hofften auch, dass den Deutschen bewusst war, dass die Schweizer Armee gut ausgerüstet sei. Aber wenn Hitler gewollt hätte, hätte er die Schweiz über Nacht überfallen. Selbst wenn der Schweizer Widerstand gross gewesen wäre, hätte die Schweiz gegen die Deutschen keine Chance gehabt. Dafür wäre sie zu klein gewesen.»

GRETI MORGENTHALER-WEGMÜLLER
 Aufzeichnung: Stefan von Bergen, Leiter «Zeitpunkt».

ISLÄNDISCHE EISENBAHN



Weit gedacht

NATIONALRAT: Wir müssen etwas tun.
 STÄNDERAT: Ja, und was könnte das sein?
 NATIONALRAT: Die Renten erhöhen, die Krankenkassenleistungen ausbauen, die Sozialbezüge verdoppeln, Gratisbier versprechen, irgend etwas halt.
 STÄNDERAT: Das kostet aber alles ganz viel Geld.
 NATIONALRAT: Egal, Hauptsache, wir tun etwas.
 STÄNDERAT: Etwas Grossartiges wäre gut.
 NATIONALRAT: Wir könnten den Lebensstandard erhöhen.
 STÄNDERAT: Sehr gut.
 NATIONALRAT: Dann machen wir das.
 STÄNDERAT: Was fehlt dem Lebensstandard denn?
 NATIONALRAT: Keine Ahnung. Vielleicht Geld?
 STÄNDERAT: Das würde die Sache vereinfachen.
 NATIONALRAT: Warum?
 STÄNDERAT: Dann könnten wir einfach Geld ins System pumpen.
 NATIONALRAT: Was für Geld?
 STÄNDERAT: Gepumptes Geld.
 NATIONALRAT: Wer leiht uns denn noch Geld? Der Staat ist wegen der Sozialwerke bereits so hoch verschuldet, dass uns keiner mehr Kredit gewährt.
 STÄNDERAT: Wir müssen halt einen Dummen finden.
 NATIONALRAT: Einen Dummen, der uns noch mehr Geld gibt?
 STÄNDERAT: Ja.
 NATIONALRAT: Wer ist denn so dumm?
 STÄNDERAT: Einer, der unerfahren ist in solchen Dingen.
 NATIONALRAT: Einer, der nichts davon versteht?
 STÄNDERAT: Ja, am besten einer, der gar nichts weiss.
 NATIONALRAT: Ein Kind vielleicht?
 STÄNDERAT: Kinder haben doch kein Geld.
 NATIONALRAT: Stimmt. Man bräuchte eine ganze Generation.
 STÄNDERAT: Das ist gut, wir leihen uns das Geld einer ganzen Generation.
 NATIONALRAT: Und Du denkst, diese Generation, der wir das Geld wegnehmen, ist dann damit einverstanden?
 STÄNDERAT: Bis die alt genug ist, um sich dazu äussern zu können, haben wir das Geld bereits längst ausgegeben.

Andreas Thiel

Andreas Thiel (zeitpunkt@bernerzeitung.ch) ist Satiriker in Reykjavik und in Zürich.